

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

20] Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Eine Zärtlichkeitsfülle stieg in ihm empor, als er diese beiden theilnehmenden Worte vernahm. Er schmiegte sich an sie und sprach von ihr, etwas, was er bisher noch nie gethan hatte. Heiß und wie berauscht flüsterte er, wie reizend die Grübchen in ihren Wangen und die Fältchen um ihren Mund wären, wenn sie lachte. . . . Wie wunderbar ihr Sinn sich heraus wölbte . . . Wie zart ihre Kehle sich bewegte, wenn sie sprach . . . Er hätte noch niemals ein solches Kind gesehen . . . Es wäre wie geschaffen, in einer halbgeschlossenen Hand zu liegen. Und er legte seine harte Hand vorsichtig und lieblosend darauf. Er liebte alles an ihr, flüsterte er, ihren Körper, ihre gute Seele und ihre hübschen Kleider . . . alles!

Er fand Worte und Bilder für das, was er fühlte und bei ihr sah. Und alle klangen echt, weil sie von seiner Leidenschaft durchglüht wurden.

Sie hörte stumm zu, ließ sich von ihm wie eine liebe Sache behandeln und lächelte ruhig und liebenswürdig dazu. Endlich sagte sie:

„Wie nett Du sprichst, Bemm!“ Und ein Weilchen später: „Bist Du noch niemals in eine Dame verliebt gewesen vor mir?“

„Nein . . . das weißt Du ja.“ Er lachte matt, wie in Betäubung.

„Hast Du auch noch nie derartiges zu einer Dame gesagt?“

„Du bist doch zu merkwürdig . . . so was zu fragen! Nein — wirklich nicht, Merry.“

„Aber Du hast schon vor mir eine Dame geküßt?“ Sie lachte.

„Jäh? N—ei—n . . . ich glaube nicht . . .“ Er fühlte ihren forschenden Blick und wurde verwirrt. Er that, als bedächte er sich und sagte dann plötzlich: „Doch!“

Da lachte sie hell auf, und er wurde ganz verlegen und fühlte sich gekränkt. Denn ihm war es, als lachte sie nicht nur über sein „Doch“, sondern auch über all die zärtlichen Worte, die er heute Abend gestüßert hatte. Sie ahnte wahrscheinlich, was sie angerichtet hatte; denn sie strich lieblosend über seinen Nacken hin, und sogleich war er wieder versöhnt. Sie lachte aber noch immer. Er sah die ganze Reihe ihrer weißen Zähne.

„Merry,“ sagte er, damit sie aufhören sollte zu lachen, „Laß mich Deine Zähne sehen!“

Sie wurde fast ernst.

„Na, sieh!“ sagte sie und öffnete die Lippen.

„Nein, alle!“

„Nun da!“ Sie sperrte den Mund auf, und er sah die knotige Fläche der Gaumen und das frische, rothe Zahnfleisch.

„Du bist noch sehr kindisch, Bemm!“

„Merry“ . . . es klang heiß und er zog sie stürmisch an sich. „Warum sagst Du niemals, daß Du mich liebst. Sage es, sage es, daß Du mich lieb hast, sehr lieb, daß Du Dir aus keinem andern etwas machst, als aus mir!“

„Das kannst Du Dir doch wohl denken, daß ich Dich sehr lieb haben muß, ich, die soviel riskiert, um mit Dir allein zusammen sein zu können!“ Und dann fuhr sie in leichtem Ton fort: „Aber in Zukunft können wir ganz sicher sein; denn heute habe ich ein kleines Zimmer gefunden. Dort haben wir auch ein Piano. Dann singen und spielen wir. Ja, Du kannst doch wohl auch spielen?“

„Nur ein paar kleine Stücke“, erwiderte er verwirrt. Ein heißer Blutstrom war ihm zu Kopf gestiegen, und es sauste ihm vor den Ohren. Er schielte fast ängstlich nach der Seite hin, wo sie saß.

„Es macht kein Vergnügen, in den Straßen spazieren zu gehen, wie wir es neulich thaten. Und im Restaurant ist es auch nicht nett. Ich glaube, wir werden es dort sehr gemüthlich haben, Bemm, denn“ — sie schlug in einem anderen Ton um — „nicht wahr, es ist langweilig an Bord.“

„Ja,“ sagte er, ohne an das zu denken, wonach sie ihn fragte.

„Und fast noch schlimmer am Land. Meine Kousine ist von ihren Angelegenheiten so in Anspruch genommen, siehst Du, daß sie für mich fast gar keine Zeit hat. . . . Aber Bemm, Du sagst ja garnichts!“

Dann mußte er wieder reden, und sie hörte zu. Er war aufgeregter. Seine Liebskosen wilder und anspruchsvoller, als sonst, und seine Worte heißer.

Um neun Uhr verließen sie das Restaurant. Es schneite nicht mehr. Der Himmel war klar geworden. Viele Sterne funkelten dort oben, und die Kälte wurde fühlbarer.

Sie schlugen einen Nichtweg ein, passirten einige Nebengassen und waren plötzlich unten am Hafen.

Bemm fror ein bißchen. Seine erhitzten Sinne beruhigten sich. Seine Gedanken wurden kälter und klarer. Er blickte über den Hafen und die vielen Lichter der Laternen und den Leuchtturm hin. Sie starren ihn durch das Dunkel an wie große, anklagende Augen.

„Wir wissen, wer Du bist!“ sagten sie, und sie gaben ihm und dem Weibe, das da neben ihm herging, Namen, durch die sie in die Reihe der Verbrecher gestellt wurden. . .

Sie blieben stehen, um auf die Pferdebahn zu warten. Sie sollte mit der ersten fahren, er mit der zweiten, da sie nicht gleichzeitig an Bord kommen wollten.

„Da ist das Geld, das ich Dir schuldig bin.“ Er wühlte in seinem Portemonnaie.

„Hast Du schon etwas von dem erhoben, was Du an Bord gut hast?“

„Ja, aber davon ging ein Theil zu Weihnachten d'rauf, sodas mir gerade noch fünfzehn Cents an dem fehlen, was Du bekommst.“

„Behalte alles zusammen, bis Du Dein Gehalt bekommst. Unter Freunden kommt es doch wirklich nicht so genau darauf an.“

Sie hatte keine Hand frei. Beide waren in den Muff gesteckt, und er wagte nicht, ihr das Geld aufzudrängen, das er in der Hand hielt. Er gelobte aber sich selbst, daß sie jeden Cent wiederbekommen sollte. Und er empfand eine eigene Zufriedenheit über dieses Gelübde.

Ein Weilchen später kam ein Pferdebahnwagen daher. Sie drückten einander die Hand und nickten einander zu. Dann stieg sie ein und fuhr davon. —

### XV.

Das Zimmer, in dem Merry und Bemm zusammentamen, lag in der Union-Street. Die Wirthin war eine Deutsche, eine kleine kugelrunde Frau, die ein bißchen Schiffshandel betrieb. Das Zimmer hatte ihrer Tochter gehört, die sich kürzlich mit einem Schiffskapitän verheirathet hatte und ihren Mann auf seinen Reisen begleitete.

Merry hatte bei der Wittve einige Male etwas gekauft, wenn sie auf dem Heimwege von ihrer Kousine war, und die kleine redselige Person hatte sich durch eine so feine Kundin sehr geschmeichelt gefühlt. Es kamen wenig solche in ein Geschäft, wie das ihrige.

Merry sagte, sie miethete das Zimmer, weil es ein Piano hatte; sie möchte sich gern ihre Fertigkeit im Spielen erhalten, die sie sich erworben hätte. Sie selbst hätte leider kein Piano an Bord. Nur drei Abende in der Woche würde sie am Abend nach Hause begleiten. . .

Bemm spielte für die Wirthin den Bruder und zweiten Steuermann auch ziemlich gut. Er log mit um so größerer Leichtigkeit und Gewandtheit, je öfter es nöthig wurde. Wenn er in seinem Schuldeutsch mit der Händlerin plauderte, bevor die „Spielstunde“ begann, stotterte er nicht vor Angst. Er hörte fast belustigt zu, daß sie sich mit ihren Miethern brüstete.

Bemm wurde mit Merry mehr und mehr vertraut, er schmiegte sich immer fester an sie, je mehr seine Familie seinem Gedächtniß entschwand. Der Gedanke daran, daß sie scheiden müßten, wenn sie nach Europa kamen, peinigte ihn bisweilen. Eine lange Zeit sträubte er sich, mit ihr davon zu reden; aber eines Abends, als sie eine Weile stumm in ihrem Zimmer gesessen hatten, flüsterte er angstvoll:

„Merst, was soll aus uns nur werden?“

„Was meinst Du damit, Bemm?“

„Müssen wir in Europa scheiden? Du mußt das wissen, sage es mir!“

„Lieber Bemm,“ sagte sie verwundert; „darüber weiß ich jetzt noch nichts Bestimmtes, siehst Du. Wir finden schon einen Ausweg, wenn es so weit ist. Sei nur froh, so lange Du kannst! Du bist jetzt immer so traurig.“

Sie ging von ihm fort zum Piano hin und spielte und sang ein lustiges Lied. Ihre Stimme war kräftig und etwas hart. Er lauschte eifrig, aber ohne seine Mißstimmung überwinden zu können.

Sobald der Gesang zu Ende war, wandte sie sich nach ihm um.

„Bist Du nun wieder froh?“ fragte sie und lachte.

„Ja,“ lächelte er, weil sie es so wollte.

„Trinken wir und seien wir froh!“

Sie schenkte ihm ein, und sie tranken. Dann liebteste sie ihn, was sie selten that, und seine Mißstimmung war wieder fort. (Fortsetzung folgt.)

## Moderne Kunsttöpferei.

In der modernen Kunsttöpferei wird der mächtige Anstoß, den die japanische Kunst der europäischen gegeben hat, am deutlichsten erkennbar. Die japanischen Vasen, Tassen und Schalen aus Steingut und Porzellan erheben dem geübten Farbengefühl als malerische Offenbarungen und legen den Bunich nahe, Nihilistisches zu schaffen. Allenthalben sehen daher seit etwa einem Jahrzehnt die Bestrebungen ein, der darniederliegenden Kunsttöpferei neues Leben einzubauen. Man knüpft natürlich an die japanischen Vorbilder an, sucht aber über sie hinauszukommen. Die neue Bewegung hat schnell eine große Bedeutung gewonnen und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Gegenwärtig giebt eine Ausstellung im Lichthofe des Berliner Kunstgewerbemuseums eine gute Uebersicht über die bisherigen Leistungen.

Die Verarbeitung des Thons geht in sehr verschiedenartiger Weise vor sich, und ebenso verschieden sind die Resultate. Die Gefäßbestimmung für die einzelnen Arten steht durchaus nicht fest, da scharfe Grenzlinien oft nicht zu ziehen sind. Die Grundzüge des Verfahrens sind kurz diese: Die Form, der Scherben, wird bei Gefäßen zumeist unter Benutzung der Töpferschleibe, bei Steingut und Porzellan auch durch Guß, hergestellt und mit Hefteln, Griffen und Füßen „garnirt“. Hierauf wird sie im Ofen weiß oder farblich „gargebraunt“. Im Brande zieht sich die Thonmasse zusammen, der Thon „schwindet“. Je höher die Temperatur des Brandes ist, um so dichter wird das Material, bis bei den der stärksten Hitze ausgelegten Arten auch der unglasierte Scherben für Wasser völlig undurchlässig „dicht“ ist. Soll oder kann das Gefäß porös bleiben, so nimmt man „mageren“ mit Sand verletzten Thon. Dies ist bei fast allen für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Thonwaaren der Fall. Die Undurchlässigkeit gegen Wasser wird dann durch eine einfache Glasur erreicht. Bei den feineren Thonwaaren und gerade bei den künstlerisch bearbeiteten spielt die Behandlung der Glasuren eine große Rolle. Ihre Zusammenfügung ist äußerst mannigfaltig, sie werden durchsichtig oder undurchsichtig, farblos oder farbig hergestellt. Gewöhnlich werden die Glasuren pulverförmig und aufgestäubt oder durch Eintauchen in die breiig angemachte Masse auf den Scherben gebracht. Ein anderes Verfahren ist, daß man durch Dämpfe gewisse Bestandtheile der Oberfläche entfernt und so chemisch Veränderungen in der Färbung hervorruft. Ist die Glasurmasse aufgetragen, so brennt man sie in einem zweiten Brande „glatt“. Für die Behandlung der Farbe ist es dabei von entscheidender Bedeutung, ob die Glasuren „leuchtflüssig“ oder „strengflüssig“ sind, d. h. ob sie in geringerer oder wie beim Porzellan in größerer Hitze gebrannt sind als der bloße Scherben. Die für die Zwecke der Kunsttöpferei wichtigsten Formen der Thonwaaren sind das im Scharffeuer gebrannte dichte Porzellan und Steinzeug und die in geringerer Hitze gebrannte Faience.

Gleichsam eine historische Einleitung bietet in der Ausstellung der Schrant, der gleich beim Eingange rechts steht. Er enthält japanische und chinesische Arbeiten, von denen vor allen Dingen die japanischen interessiren. Was sie ganz im allgemeinen auszeichnet, ist ihre Feinheit in der Farbe.

Wenden wir uns zunächst zur Betrachtung der modernen Porzellanarbeiten. Ausgestellt haben einige Manufakturen von Kopenhagen, eine von Stockholm und die Berliner. (Auf der rechten Seite der hinteren Wand.) Die neuen Arbeiten der Dresdener, die schon früher von uns besprochen wurden, fehlen.

Das Problem, an dem diese Manufakturen jetzt arbeiten, ist die Vermehrung der Reihe der verwendbaren Farben. Die Malerei muß unter der durchsichtigen Glasur ausgeführt werden, wenn sie haltbar sein soll. Bei der Hitze von 1600 Grad aber, der das Hartporzellan bei dem zweiten Brande ausgesetzt wird, konnte bisher nur das Blau sich halten. Jetzt hat man in Dresden bereits vier Farben mit allen Schattirungen gefunden, die auch dem stärksten Feuer widerstehen. In Kopenhagen findet neben dem

Blau nur noch Grün Verwendung. Die verschiedenen Firmen aus Kopenhagen und Stockholm, die ausgestellt haben, zeigen im großen und ganzen dieselbe Art. Der Stil ist, soweit dies eben bei den wenigen verfügbaren Farben möglich ist, naturalistisch, nur in der Anordnung der Figuren zeigt sich das Bestreben, den dekorativen Aufgaben gerecht zu werden. Eine alte Frau, die knieend auf dem Felde arbeitet, fliegende Tauben, schwimmende Krebse, Lämmergeier, brandende Bogen, einfache Blumenornamente, das sind etwa die bemerkenswerthen Motive. Sehr zart wirkt die blaue Farbe, wo sie sich allmählig verflüchtigt und immer heller wird, bis sie ganz in dem weißen Grunde aufgeht. Einzelne feine Stücke sind auch nur in den hellen Nuancen des Blau gemalt. Die Formen sind meist einfach in den größeren, sehr zierlich in den kleineren Arbeiten. In einigen Stücken werden Thiere: Möven, Eichhörnchen, plastisch dargestellt. Es scheint nicht, daß mit dieser Art der Ausschmückung von Porzellan, mit der einfachen Uebertragung des naturalistischen Stils, der rechte Weg bereits gefunden ist. Die Entwicklung geht vielmehr dahin, für dekorative Zwecke immer mehr das reine Ornament herauszuarbeiten. In der Abtheilung von Kjöstrand aus Stockholm fallen die Vasen A. Wallander's eben dadurch auf, daß in ihnen das dekorative Element viel stärker hervortritt; obwohl auch er Tritonen und Seejungfrauen verwendet, sind doch diese Körper bei allen Gärten im einzelnen einem stark ausgeprägten schönen Einmengen eingeeordnet.

Im allgemeinen tritt bei den dänischen Porzellanen eine Eigenschaft besonders hervor, die bei diesem Material fast immer vorhanden ist. Ihr Glanz ist blank und kalt, ihre Glasur zeigt breite Spiegellungen, deren Härte unangenehm wirkt. Die japanischen Porzellane mit Unterglasurmalerei zeigen, daß diese Eigenschaften nicht dem Material nothwendig anhaften. Der erwähnte Schrant der Japaner enthält solche Arbeiten. Eine prachtvolle kleine Vase Matuzu's zum Beispiel zeigt ganz zarte roth- und blaugraue Töne, die Blüthen, die als Ornamente aufgemalt sind, scheinen nur hingehaucht zu sein. Daneben steht eine Vase mit einem tiefgrünen Grundton, aus dem die Gestalt eines Marabu ausgespart ist. Kälter wirken die Farben einer größeren offenen Vase mit blauen Linien auf starkgelbem Grunde, aber diese Farben sind klar und frisch und haben nicht den trüben grauen Ton des Grüns der dänischen Porzellane. In der Ausbildung solcher wärmeren Farbentöne, wie sie bei den Japanern zu sehen sind, in der Entwicklung eines neuen Ornamentstils und nicht in dem Streben nach naturalistischen Wirkungen scheint die Aufgabe der Porzellanmalerei zu liegen.

In Berlin ist man von der ausschließlichen Verwendung des Hartporzellans abgegangen. Die schönen großen Vasen in bunt schillernden blauen, lila und rothen Farben sind von einer einzigen rothen Farbe chemisch abgeleitet und auch die kleineren in Kupferroth sind prachtvolle Stücke.

Der größere Theil der ausgestellten Arbeiten ist entweder Steinzeug oder Faience. Das Verfahren bei der Herstellung des Steinzeugs ist dem beim Porzellan entgegengesetzt. Es wird zuerst im Scharffeuer und nach der Glasur mit einer geringeren Hitze gebrannt, welche die Farben nicht so stark angreift. Auf diese Weise ist die Zahl der Farben, mit denen gearbeitet werden kann, fast unbeschränkt.

Die Franzosen leisten hier weitaus das Beste, und Vigot ist der bedeutendste Künstler dieser Richtung. Seine Arbeiten sind in dem Schrant in der linken Ecke des Saales ausgestellt. Die Formen seiner Vasen und Krüge sind von einer bewundernswerthen Klarheit, der praktische Zweck prägt sich in ihnen aufs schärfste aus. Raffinirt einfach ist auch die Farbe seiner Glasuren: ein fast stumpfes Braumrau, hie und da ein wärmerer Ton. Ein Krug zeigt schimmernden Weiglanz. Vigot's größtes Verdienst aber sind kristallisirte Glasuren, die er auf chemischem Wege erzielt. Wie festgewordene Säneflöden, so zierlich in der Zeichnung, liegen die glitzernden Krystalle auf dem Grunde, der hier stärker farbig ist als sonst bei Vigot. Diese Glasuren sind meist bei Nadeln angewandt, für die sie eine außerordentliche Bedeutung haben.

Die Arbeiten von Dalpajrat und Lesbros, die daneben stehen, zeigen einen kräftigeren Charakter. Oft geben ihnen Formen von Früchten, zum Beispiel des Kürbis, die Form; ein Blumenkübel ist mit zwei Elephantenköpfen geschmückt. Der kräftigen Form entspricht die chemisch erzeugte Farbe, meist steht auf gelbem Grunde Kupferroth und Blau. Außerdem verwenden sie Körper von Menschen und Thieren, denen sie eine gelblichgrün gefärbte Emailglasur geben, als Decoration. Die Körper sind ausgezeichnet modellirt, von großer Lebendigkeit in der Bewegung, ordnen sich auch in ihren Linien der Gesamtform sehr gut ein. Ihre Verwendung erregt dagegen öfter Zweifel; in einer Vase wird zum Beispiel „Die Nacht“ dargestellt: die Form zeigt in flüchtigen Umrissen die Gestalt einer Gule, und auf dieser sind drei emailirte weibliche Körper, zwei in Hochrelief, einer als Heftel modellirt.

Steinzeug mit kräftigen, dunkelfarbigen Glasuren liefert auch Dammouje aus Sevres. Breite Blattornamente sind bei einigen das Material aufgetragen. Die Farben haben einen starken Glanz. Das Ganze ist verber in der Wirkung, und leitet über zu der belgischen Vaneertöpferei (in der Mitte des Lichthofes).

Daß man jetzt in Anlehnung an die Vaneertöpferei arbeitet, hat seinen Grund. Bei den Töpfen, Gefäßen u. s. w., die unmittelbar und in großer Zahl für den täglichen Gebrauch gefertigt werden, bilden sich nothwendig die einfachsten und für die Technik

## Kleines Feuilleton.

bequemsten Formen heraus. Es sind also gute Vorbilder für den Künstler, der vor allen Dingen zu einer geordneten Konstruktion im Kunstgewerbe kommen will. Außerdem kann er in dieser einfacheren Technik die Waaren so billig herstellen, daß sie weite Verbreitung finden können, während die Preise Vigot's den meisten Menschen unerschwinglich sind. Diese Arbeiten verdienen daher unser regstes Interesse, von ihnen könnte am ehesten eine allgemeine Veredelung der Thomwaaren ausgehen.

Man darf natürlich an diese Arbeiten nicht dieselben Ansprüche stellen wie an die von Vigot. Ihre Technik ist weniger solide. Es sind nicht so scharf gebrannte und weniger sorgsam im einzelnen durchgebildete Fañenzen. Aber sie zeichnen sich durch eine flotte Technik, durch frische, lebhaftige Farben und gute originelle Formen aus. Namentlich die braungelben Gefäße mit den einfachsten grünen Ornamenten und den Schlangen als Henkeln sind sehr gefällige Arbeiten. Auch die englischen Schalen und Töpfe in demselben Stil, die auf dem entsprechenden Tisch der anderen Seite stehen, sind gute Sachen, nur sind sie in ihrem ewigen Braungelb und bei der Spärlichkeit ihrer Ornamente gar zu einförmig. Von den holländischen Fañenzen daneben gilt das Gegentheil. Diese haben eine verwirrend reiche, wenn auch originelle Ornamentik und sind auch in den Farben etwas zu bunt. Neben ihnen stehen deutsche Töpfe, von Blüt in Goslar unter Leitung von Hildegard Lehnerer hergestellt, die einen guten Anfang in der Art der belgischen bedeuten. Ebenso gehören die Waaren Läger's aus Karlsruhe, die den ersten Schrank an der rechten Seitenwand füllen, hierher. Bei diesen sind Blumenornamente in derben Formen und etwas harten Farben mit der Gießbüchse erhaben dem dunklen Grunde aufgetragen.

Die andere Richtung der modernen Kunsttöpferei legt weniger Gewicht darauf, daß sie nur im stärksten Feuer gebranntes solides Steinzeug verwendet, als auf eine glänzende Ausbildung der Farben. Sie verwendet meist Fañenzen und behandelt die Oberfläche mit Lüstern, die durch das Einschmelzen äußerst fein vertheilter Metalloxyde mit harzigen Stoffen hergestellt und dann einem meist farbigen Grunde aufgetragen und in mildem Feuer eingebrannt werden. Gold-, Silber- und Kupferlister werden am häufigsten gebraucht. Der Meister dieser Richtung ist der Franzose Maffier. Er verwendet vorwiegend den Goldlister. Der Grund seiner Schalen und Vasen ist mit fein gezeichneten Ornamenten in zarten Farben bedeckt. Auf einer dreieitigen großen flachen Schale stehen zum Beispiel gezackte mattbraune Wälder auf einem zartblauen Grunde. Darüber schillert dann der Lister je nach der Spiegelung in den herrlichsten Farben, und erst wenn man etwas zurücktritt, tritt der matte Goldton des Ganzen hervor. Besonders fällt noch ein runder Teller auf, auf dem in wenigen braunen und blaugrünen Tönen eine Landschaft mit einem See dargestellt ist, dessen Spiegel einen seltsam schönen Schimmer zeigt.

Die Waaren von Keller und Ussrin in Limeville, die in einem Schrank auf der linken Seite stehen, sind von derselben Art, stehen aber hinter denen Maffier's an Zartheit und Reichthum der Farben weit zurück. Da sie in demselben Schrank aufgestellt sind, erwähnen wir schon an dieser Stelle die gleichartigen Fañenzen des Ungarn Pisonay in Künstirchen, die mit den kräftigen Ornamenten der ungarischen Dauernöpferei decorirt sind und einen schönen Metalllister haben. An einen Vergleich darf man freilich dabei nicht denken. Durch einen prachtvollen Lister zeichnen sich die Steingutwaaren des Dänen Köhler in Rosved aus (in zwei Schränken gegenüber den Ausstellungsobjekten der dänischen Porzellanmanufaktur). Die Formen erinnern an den Stil der Porzellanarbeiten. Sehr mannigfach, bald tiefroth, bald wie Weiglantz schimmernd sind aber die Farben. Die beiden Teller mit Fischen, die Schlange, aus deren Körper ein Kübel gebildet ist, sind in eigenartiger Technik, erstere Lister auf Zinnmelzgrund, gearbeitet und glänzende Leistungen.

Unter den übrigen Thomwaaren erregen noch Interesse die Arbeiten der Münchener Künstlerfamilie von Haider und von Schmutz-Baudiz. Die Gefäße der ersteren, theils unter der Glasur bemalt, theils listirt, zeichnen sich durch ihre schönen vollen Farben und ihre geistvollen, der Form angepassten Ornamente aus. Schmutz-Baudiz verwendet eine besondere Sorgfalt auf die Durchbildung des oberen Randes der Gefäße und legt seine Zierlinien auf ausgeprägtem Grunde an. Das Steingut des Franzosen Lachenal (Schrank links fällt durch die „sammetweiße“ Glasur auf, in dessen ist seine Farbe, besonders bei einer vielbewunderten großen blauen Vase schön. Die Pariser Firma Müller stellt eine Anzahl von verschiedenen Künstlern modellirter Plastik aus, deren Werth sehr verschieden ist und nicht eigentlich als keramische Arbeit in Frage kommt.

Ein Vergleich mit den japanischen Vasen zeigt wieder, daß alle die Eigenarten der modernen Techniken hier ihren Ausgangspunkt hatten. Auch der dekorative Stil, die Ausnutzung der Zufälligkeiten beim Auftragen der farbigen Glasuren, die kräftigen zweckentsprechenden Formen haben bei den Japanern ihr Vorbild. Andererseits ist nicht zu bezweifeln, daß Künstler wie Vigot und Maffier weiter gekommen sind. Besonders durch die genauere Kenntniß der Chemie hat man sich Hilfsmittel erschlossen, die weit über die Kunsttöpferei der Japaner hinausführen, und es ist nicht abzusehen, welche technischen Möglichkeiten sich gerade hierdurch nach erschließen werden. — Ostar Köhl.

ie. Gesangsstudien mit Röntgen'schen Strahlen. Dr. Max Schlier in Berlin, der sich seit längerer Zeit mit Untersuchungen über die Bewegung der zur Hervorbringung von gesanglichen Tönen in Thätigkeit tretenden Körpertheilen beschäftigt, veröffentlicht in der „Allgemeinen Medizinischen Central-Zeitung“ einen Aufsatz über neue Untersuchungen, die er mittels der Röntgen'schen Strahlen an einem seiner Zeit in Berlin auftretenden Instrumental-Mitator vorgenommen hat. Dieser Mann setzte sein Publikum durch seine außerordentliche Meisterschaft in Bewunderung, mit der er den Klang der verschiedensten Instrumente ohne Hilfsmittel so täuschend nachahmte, daß jeder, der ihm dabei den Rücken zuwandte, glauben mußte, der Künstler hätte das Instrument selbst am Munde oder in der Hand. Der Mann wurde auch in einer Sitzung der laryngologischen Gesellschaft vorgestellt, und Dr. Schlier nahm sich danach vor, denselben in seiner Röntgen-Kammer zu untersuchen. Während bisher die Bewegungen in der Mundhöhle beim Singen kaum beobachtet werden konnten, ist seit der Anwendung der Röntgen'schen Strahlen ein ausgezeichnetes Mittel dazu gegeben. Der Gesangskünstler wurde in einem ganz dunklen Raume der Röntgen-Röhre gegenüber gestellt und dann ein Bariumplatinchamärischirm an die gegenüberliegende Seite des Gesichts so gehalten, daß die Ebene des Schirmes der Medianebene des Kopfes ganz parallel lief. Alsdann kann der Beobachter auf dem Schirm sowohl die Lippen als die Zunge, das Gaumensegel, den Kehlded, den Kehlkopf etc. und ihre Bewegungen erkennen und verfolgen. Das Erste, was dem Beobachter auffiel, war die fabelhafte Gelenkigkeit, die der Mitator seiner Zunge zu geben wußte. So war es z. B. bei der Nachahmung eines Instrumentes wahrnehmbar, daß er die Zunge mit dem ganzen Rücken oben an den harten Gaumen legte und dabei gleichzeitig die Zungenspitze in tremolirende Bewegung zu setzen vermochte. Uebrigens konnte er mit seiner Zungenspitze auch die Nase berühren und sie weit bis unter's Stimm bringen. Sonst waren alle Theile, die bei der Hervorbringung von Tönen in Frage kommen, vollkommen normal ausgebildet. Der Künstler ahnte nun nacheinander alle möglichen Instrumente nach, während der Physiologe die Bewegungen des Kehlkopfes, des Kehldedels, des Gaumensegels und der Zunge genau verfolgte. Sämmtliche Instrumente wurden mit Falsch und Kopfstimme imitirt. Zunächst kamen Mandoline und Harfe an die Reihe, bei der die Vokaltöne durch einen Rasallaut verändert wurden, sobald ein Vokal rein und scharf ausgesprochen wurde, ging die eigenthümliche Klangfarbe des betreffenden Instrumentes verloren, ebenso wenn die Nase zugehalten wurde. Auf dem Röntgenbilde war besonders interessant das Hin- und Herbewegen des Kehldedels und des Gaumensegels. Bei Nachahmung der Harfe war der Zungenrücken auch gewölbt und das Gaumensegel ebenfalls in beständigem Zittern begriffen, bei der Nachahmung des Pizzicato wurde die Zungenspitze an die obere Zahreihe gelegt. Bei der Oboe wurde die Nase vorn mit den Fingern verschlossen, der Mund war offen, und das Gaumensegel hing schlaff herunter. Wird die Nasenöffnung freigelassen, so kann der Künstler dieses Instrument nicht nachahmen. Der Klang der sogenannten Dudelsackpfeife entsteht ebenso, nur daß mit dem Finger beständig von außen an die Gegend des Zungenbeins herangeschlagen wird, wodurch die Luft im Innenraume seiltisch erschüttert wird. Von besonderem Interesse für die eigentliche Gesangskunst sind die Untersuchungen der Bewegungen des Zwerchfells beim Singen durch die Strahlenart. Es ist dadurch zum ersten Male sicher festgestellt, daß nur die sogenannte Zwerchfellathmung beim Singen anzurathen ist, nicht aber die hohe Brustathmung, bei der sich auch Schlüsselbeine und Schultern heben; bei letzterer nämlich werden die Bewegungen des Zwerchfells unregelmäßig und gewaltsam. —

### Literarisches.

—1— Vertha von Suttner, „Schach der Qual“. Dresden und Leipzig 1898. E. Pierzon's Verlag. — „Phantastieflüch“ nennt die Verfasserin ihr neuestes Werk, in welchem sie anzudeuten oder auszuführen versucht, wie man das Glück für alle Wesen, sogar die bei der Vivisektion leidenden Thiere eingeschlossen, fördern und bestreiten könne. Die Hauptfigur des Buches ist ein Prinz Roland, ein unermeßlich reicher Mensch, der durch verwandtschaftliche Bande mit Proletariat, Bürgerthum und Adel zusammenhängt. Dieser Prinz will die Welt von ihrer jahrtausendalten Qual erlösen; er philosophirt deshalb über alles, was ihm in den Weg kommt, und fühlt sich dabei höchst unglücklich. Die Quintessenz der manchmal etwas langweiligen Ausführungen ist das bekannte Goethe'sche Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Im übrigen bilden den Inhalt dieser Roland'schen Philosophien die bekannten Friedensideen der Verfasserin, welche sie uns in ihrem Roman „Die Waffen nieder!“ bereits um vieles schärfer, schöner und poetischer wiedergegeben hat. Das ganze Buch ist ein Ausfluß jener modernen, bürgerlichen Ethik, die theoretisch in dieser Jaumervelt herumtastet und gerne helfen möchte, der aber der Muth fehlt, praktisch einzugreifen. —

### Erziehung und Unterricht.

— Die Volksbibliotheken, Garnisons-, Lehrlings- und Gefangenhäuser-Bibliotheken des Wiener Volks-Vereines wurden in den ersten drei Monaten dieses Jahres in 255 000 Fällen benutzt, es gelangten also im Durchschnitt täglich 2800 Bände zur Ausgabe. Hieron entfallen auf Ottakring 66 000, auf die Leopoldstadt 40 000, auf Margarethen 32 000, auf Hernals 28 000, auf

Zavoriten 17 000 Bände u. s. w. Von diesen 255 000 Entlehnungen entfallen 43 000 (17 pCt.) auf wissenschaftliche Werke; den größten Antheil hieran hat wieder Ottatring mit 19 000 Bänden wissenschaftlicher Literatur (= 28 pCt. seiner gesammten Entlehnungsziffer), sodann folgen Leopoldstadt (19 pCt.), Floridsdorf (18 pCt.), Margarethen (13 pCt.), Rudsdorf (12,7 pCt.), Hernals (12 pCt.) u. s. w. Diesen Frequenzen entsprechend werden die Bibliotheken des Volksbildungvereins im Jahre 1898 mehr als eine Million Entlehnungen (hier von 170 000 bis 180 000 wissenschaftliche Werke betreffend) aufweisen und damit die Entlehnungsziffer des Jahres 1897 um 150 000 bis 170 000 übersteigen. —

### Aus dem Thierreiche.

— Den ältesten verfolgbareren Typus eines Wirbelthieres vertritt, so weit die gegenwärtigen Nachforschungen schließen lassen, der seltene Aalhai, dem sein Geschlecht reicht bis zur mittleren Devonzeit zurück. Der Aalhai ist ein 1,5 bis 2 Meter langer Hai von aalartiger Gestalt mit einem weiten, von der Kopfspitze wenig überragten Maßen; beide Kiefer sind mit dreispitzigen Zähnen besäumt, zu denen noch eine mittlere Zahnreihe im Unterkiefer kommt; sie sind mit kleinen Spritzlöchern und 6 weiten Kiemenöffnungen versehen. Bis zum Jahre 1886 waren nur zwei Exemplare dieses seltsamen Thieres aus dem japanischen Meere bekannt geworden, welche Samuel Garman (das erste 1884) daselbst entdeckt hatte. Dann war die Zahl allmählig bis auf 13, die sämmtlich im japanischen Meere gefangen worden waren, gestiegen, so daß der Schein entstand, daß sie nur dort zu Hause seien, bis der Fürst von Monaco 1889 ein kleines Exemplar bei Madeira fang. In einer kürzlich ausgegebenen Abhandlung beschreibt nunmehr N. Collet einen 1896 an der norwegischen Küste im Varanger Fjord aus 300 Meter Tiefe emporgewogenen Aalhai, welcher die ungeahnt weite Verbreitung dieses uralten Geschlechts bezeugt, das sich nur durch sein Tiefseeleben der häufigeren Einbringung bisher entzogen hatte. Unter den übrigen lebenden Haifamilien steht der Aalhai den Notidaniden am nächsten und wird von einigen Ichthyologen zu denselben gerechnet. — („Prometheus“.)

### Aus dem Thierleben.

n. Nester bauende Fische. Die Natur bildet, so regelmäßig und zweckmäßig sie auch überall verfährt, dabei doch die eigen-thümlichsten Wertwürdigkeiten. Das Nesterbauen gehört zu den charakteristischsten Kennzeichen der Vögel, aber einerseits gibt es Vögel, welche niemals ein Nest bauen oder besitzen, andererseits existiren andere Thierarten, welche ausnahmsweise Nester bauen. So lebt in den Flüssen Nordamerikas weitverbreitet ein unserm Stör verwandter Schlammfisch, welcher im Frühjahr die tiefen Stellen der Gewässer verläßt und an die flachen pflanzenreichen Flußufer zieht. Dort bilden die Thiere kleine, aus einem Weibchen und mehreren Männchen bestehende Gesellschaften, welche an einer Stelle beständig in einem engen Kreise herumschwimmen und dabei die Wasserpflanzen in Keistform winden, niederdrücken und runden, so daß schließlich ein wahres Nest entsteht. In dieses legt das Weibchen die Eier, die sich mit einer sonst bei Fischen kaum beobachteten Geschwindigkeit entwickeln. Schon 24 Stunden, nachdem die Eier gelegt sind, kriechen die ersten Jungen aus. Dann bleibt ein einziges Männchen im Nest, um die Jungen einige Tage lang zu hüten und bei der Nahrungsaufnahme zu unterstützen. Sobald die jungen Fische dieser Hilfe nicht mehr bedürfen, verläßt die ganze Schaar das Nest und zerstreut sich im Flusse. —

### Astronomisches.

— Das Räthsel, das die berühmten Marskanäle darbieten, scheint sich in einfacher Weise zu lösen. Der italienische Astronom Cerulli machte die Beobachtung, daß, wenn man die Mondkugel mit einem Opernglas betrachtet, auch auf unserem Weltsternachbar die Oberfläche von dunklen Linien durchzogen erscheint, die durch ihre Länge und durch ihr regelnäßiges Aussehen lebhaft an die Kanäle auf dem Mars erinnern. Sobald man aber den Mond durch ein stärkeres Fernrohr betrachtet, lösen sich die scheinbar scharf und regelmäßig gezogenen dunklen Linien in unregelmäßig gruppierte, direkte dunkle Flecken, sogen. Mare auf, und von den bei schwacher Vergrößerung erscheinenden geradlinig verlaufenden Fäden ist nichts mehr zu sehen. Es ist aber lediglich der unter einem kleinen Gesichtswinkel zu einer einfachen Linie zusammenschrumpfende Totaleindruck von thatsächlich ganz verschiedenartig und unregelmäßig gestalteten Oberflächenbildungen, den diese dunkeln Linien darstellen, und man wird daher mit Recht schließen können, daß auch die Marskanäle analoge Trugbilder sind. Denn mit den stärksten Fernrohren unserer Zeit erscheint die Marsoberfläche nahezu unter demselben Gesichtswinkel, wie unser Mond durchs Opernglas betrachtet. Wenn wir in einem ähnlichen Verhältniß stärkere Fernrohre, wie es durch Opernglas und Fernrohr beim Mond gegeben ist, auf den Mars anwenden könnten, so würden auch die viel bewunderten Marskanäle aufgelöst erscheinen in diskrete Flecken- und Streifenysteme, wie sie in größeren Dimensionen die Marsoberfläche vielfach erkennen läßt; bei unsrer noch zu kleinen Fernrohren erscheinen aber die nahe zusammenliegenden Flecken von Einzelbildungen als eine einzige dunkle Linie. Auch die räthselhafte Verdoppelung der „Kanäle“ erscheint nun nur als ein getrenntes System von weiteren dunklen Streifen, die das Auge unwirklich zu einer kontinuierlichen Linie

ergänzt. Man wird erwarten können, daß es mit Hilfe der neu erbauten Nierenfernrohre gelingen werde, allmählig die „Kanäle“ in einzelnen Fällen in ihre Bestandtheile aufzulösen. Für diese neue Aussicht spricht auch noch der Umstand, daß die Breite der Marskanäle nicht größer erscheint, wenn der Planet unserer Erde sehr nahe kommt, wie es doch der Fall sein müßte, wenn sie wirkliche Kanäle wären. —

### Technisches.

— Unter besonders schwierigen Verhältnissen ist von der bayerischen Telegraphenverwaltung eine Fernsprengleitung von Partenkirchen aus auf die Zugspitze, den höchsten Berg Deutschlands, geführt worden, um eine Verbindung des dort von der Sektion München des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins errichteten Unterfunksbühnen, des Münchener Hauses, mit dem allgemeinen Fernspreknetz herzustellen. Die Leitung besteht von Partenkirchen aus zunächst aus Bronze Draht, dann ist drei Millimeter starker verzinkter Gußstahldraht verwendet, welcher bis zu der ersten, 13,9 Kilometer entfernten Sprechstelle in der Angerhütte auf Stangen oder gelegentlich an Bäumen befestigt worden ist. Von da ab gestaltete sich die Leitungsführung immer schwieriger; um die fast 3000 Meter betragende Höhe bis zur Zugspitze zu überwinden, mußte Rücksicht genommen werden auf Lawinen und Gletscher; der Draht wurde in eigenartiger Weise an vorspringenden Felsköpfen angebracht und der Zugfestigkeit halber mit möglichst tiefen Sentungen gespannt. Große Mühe verursachte das Hinausschleppen der Materialien auf kaum zugängliche Felsen, die Unterkunft und Verpflegung in den unwirthlichen Höhen bei Schneefall und heftigem Winde. Die Auslegung des 2,5 Kilometer langen Drahtes von der Angerhütte bis zur Sprechstelle auf der Anorthütte erforderte acht Tage Arbeitszeit; nach weiteren elf Tagen war die Endstelle „Münchener Haus“ auf der Zugspitze mit einem Drahte von 3,6 Kilometern Länge erreicht, wobei der letzte Gletscher in einer Breite von 400 Metern mit einem kühnen Schwunge überspannt wurde. —

### Humoristisches.

— Nichts umsonst. Besuch: „Ihre Gartenthür geht aber schwer auf. Wollen Sie das nicht ändern lassen?“  
Ingenieur: „Wo denken Sie hin? Sie sehen ein Hebelwerk in Bewegung. Jeder, der mich besucht, muß mir sieben Liter Wasser pumpen.“  
— Er lenkt sie. Junge (zum Schutzmann): „Sie! Dort unten prügeln sich zwei Frauen.“ — Schutzmann: „Scheer' Dich zum Teufel und kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten.“  
— Junge: „Aber die eine davon ist ja Ihre Frau.“ — Schutzmann: „Dann sei Gott der andern gnädig!“ — („Jugend.“)  
— Verlockend. Fremder: „Fünf Mark für ein Nachtlogis? Das ist viel Geld!“ — Wirth: „Dafür können's aber auch bis morgen Mittag schlafen, wenn Sie wollen!“ —

### Vermischtes vom Tage.

— Die Elektrizität wird jetzt auch in den Dienst des Jagdsportes gestellt, und zwar in Gestalt von Scheinwerfern. —  
— In Fordon bei Bromberg sind 30 Personen infolge des Genusses von verdorbenem Fleisch erkrankt. —  
— In Kassel schaukelten sich am Dienstag ein Knabe und ein Mädchen ganz dicht am Ufer der Fulda. Plötzlich verloren sie beide den Halt und wurden in die hochgehenden Wogen geschleudert. Sie gingen unter, ehe Hilfe gebracht werden konnte. —  
— Drei Frauenmorde binnen wenigen Wochen erregen in Bozen großes Aufsehen. Vor einigen Tagen wurde die dritte weibliche Leiche aus einem Mühlbach gezogen. Ein Bahndienstleister wurde unter dem Verdachte, der Thäter zu sein, verhaftet. —  
— Der Zigeuner Nigo, der bekanntlich mit der Prinzessin Chimah durchgebrannt ist, wurde in Budapest, als er mit der Geliebten aus der Wohnung kam, von seiner angetrauten Frau, einer Zigeunerin, erwartet und gehörig durchgeprügelt. —  
— Um das Amt eines Orts-Schornsteinfegers in Poshjavo (Kanton Graubünden), der ein Gehalt von 800 Fr. jährlich bezieht, bewarben sich drei Schullehrer aus den benachbarten italienischen Dörfern. —  
— Eine ernstliche Epidemie von Genidstarre ist in Kopenhagen ausgebrochen. —  
— Ein deutscher Zahnarzt in Paris wurde von einem 19-jährigen Mechaniker in seiner Werkstätte ermordet und beraubt. Der Mörder wollte darauf auch die Wohnung des Arztes ausplündern und verlegte die dort sich aufhaltende Kassirerin schwer, wurde aber durch ihre Hilferufe verschüchert. —  
— Ein großer Goldklumpen von etwa 30 1/2 Kilogramm wurde jüngst auf einer Goldgrube im Gouvernement Jenissei entdeckt. Unter allen bisher in Rußland gefundenen nimmt dieser die zweite und von allen überhaupt die erste Stelle ein. —  
— Eine fürchtbare Dynamitexplosion zerstörte in Dover bei New-York drei von den 81 etwa 50 bis 75 Fuß auseinanderliegenden Holzgebäuden eines Werkes. Sechs Arbeiter wurden getödtet, vier verletzt. —  
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 15. Mai.